



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Maßgebliches und Unmaßgebliches

Europa wird klerikal. Unter allen Wandlungen der letzten zwanzig Jahre ist keine auffälliger, als die der *ecclesia pressa* in eine *ecclesia triumphans*. Zwar so weit wie in Frankreich, wo die *Revue des Deux Mondes* den Bankrott der Wissenschaft und den Triumph des Glaubens verkündigt, sind wir wohl noch nicht; aber die deutsche Presse giebt wenigstens zu verstehen, daß ihr die brennenden Fragen der sechziger und siebziger Jahre gleichgiltig geworden sind; die Stadt des gottlosen Ulks, der Tingeltangel, der Karfreitags- und Bußtagsfeier auf dem Spandauer Bock ist die Stadt der Kirchen und der puritanischen Sonntagsfeier geworden, und gegen das vom Zentrum gestellte Reichstagspräsidium wagen die ehemaligen Kulturkämpfer kaum noch mit ein wenig harmlosem Spott aufzubegehren. Und da der Fürstbischof Kopp durch Verordnung vom 11. November vorigen Jahres „die Gründung von Bauernvereinen und Wirtschaftsgenossenschaften, besonders aber die Errichtung von Raiffeisenschen Darlehnskassenvereinen in den ländlichen Pfarreien“ empfiehlt, so wird es übers Jahr kein schlesisches Dorf mit katholischer Bevölkerung mehr geben, das sich nicht landwirtschaftlicher Genossenschaften unter geistlicher Leitung erfreute; die übrigen deutschen Diözesen aber werden jedenfalls nachfolgen. Gegen das zuletzt angeführte haben wir natürlich nicht das mindeste einzuwenden; im Gegenteil! Wir sind, wie bekannt, leidenschaftliche Freunde des Dorflebens, des Bauernstands und der Landwirtschaft, und während wir dem Bunde der Landwirte, der den Bauernstand in falsche und verderbliche Bahnen zu treiben bemüht ist, vom ersten Augenblick an energisch entgegengetreten sind, haben wir zugleich niemals aufgehört, Mittel, die den Bauernstand fördern können, mit freudiger Anerkennung zu begrüßen, dahin rechnen wir aber vor allem die genossenschaftliche Selbsthilfe.

Wir haben also nur zur Kennzeichnung der Stellung des Alerus auf den Schritt des politischen Kardinals hingewiesen. Den Sieg des Glaubens über den Unglauben und die Wiederbelebung des christlichen Geistes sehen die einen in diesen Erscheinungen. Indes, da der Zweifel Friedrichs von Logau, wo das Christentum denn sei, für die Denkenden bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst ist, so wollen wir uns lieber an das unzweifelhafte halten und nur die Erfolge des Alerus anerkennen. In Deutschland giebt es eigentlich nur noch eine Stelle, wo von Zeit zu Zeit ein energischer Protest gegen diese Erfolge laut wird, die Hamburger Nachrichten, aber gerade diese Stelle ist aus zwei Gründen ganz ungeeignet für einen erfolgreichen Kampf gegen die klerikale Strömung. Jedes Wesen kann in dem Kampf ums Dasein nur mit den Mitteln siegen, in denen seine Stärke liegt. Die Stärke des Protestantismus liegt in der Freiheit, und seine Niederlage ist besiegelt, sobald er mit Rom in der Pflege der Autorität wetzeln will. Im Kulturkampfe hätte nur eine aufrichtig und rücksichtslos liberale Regierung siegen können; eine Regierung, die die Autorität der Bischöfe und des Papstes nicht vernichten, sondern für ihre Zwecke verwenden will, hat diesen Autoritäten gegenüber, die über tausend Jahre älter sind als der preussische Staat, von vornherein verspielt. Und dann hat das genannte Blatt die Unterdrückung der Arbeiterbewegung als Hauptziel im Auge. Dieses Ziel kann aber die Regierung nur mit Hilfe der Zentrumsparthei erreichen. Am 23. Dezember brachte die Germania einen Leitartikel über den Hamburger Ausstand, um den sie von den Hamburger Nachrichten beneidet worden sein mag. Nur ein paar Sätze hätte dieses Blatt streichen müssen, um ihn zu dem seinigen machen zu können, Sätze, die den Preis des großen west-

fälschen Kohlengräberausstandes fangen. Dieser Ausstand war natürlich berechtigt, denn er stand ja unter dem Schutze der Kapläne und war geeignet, den national-liberalen Gegner zu schwächen. In seiner gegenwärtigen Lage hat das Zentrum keinen Arbeiterausstand für diesen Zweck mehr nötig. Aber sobald ihm die Regierung den Krieg erklärt, verwandelt es sich aus einer „eminent staatsverhaltenden“ Partei in die Partei „für Freiheit und Recht,“ in die Beschützerin aller Bedrängten und namentlich aller streikenden Arbeiter zurück. Die Kartellparteien haben also bloß die Wahl, ob sie die Arbeiterbewegung mit Hilfe des Zentrums darniederhalten oder dem Zentrum aufs neue den Krieg erklären und damit die für den andern Zweck notwendige Mehrheit verlieren wollen. Eine das Zentrum überflüssig machende Kartellmehrheit erstreben ohne Beseitigung des bestehenden Reichstagswahlrechts, ohne Staatsstreich, das heißt, wie wir oft dargelegt haben, Politik treiben wider das Einmaleins.

In Österreich, wo der Protestantismus gar keine Rolle spielt, ist man uns in der Merikalisierung des öffentlichen Lebens noch um einige Schritte voraus. Daß Österreich nicht allein klerikalisiert, sondern zugleich auch polonisiert wird, und daß unsre reichsdeutschen Katholiken- und Polenfeinde kein Wort der Entrüstung über diesen Vorgang haben, ja überhaupt nichts darüber zu berichten wissen, das ist, wie wir seit anderthalb Jahren von Zeit zu Zeit hervorheben, das allermerkwürdigste an der Sache. Ende Dezember atmete unsre patriotische Presse einmal erleichtert auf, da sie ihr diplomatisches Stillschweigen, das ihr natürlich lästig fällt, einen Augenblick unterbrechen konnte, aber sie ist dabei elend hineingefallen. Sie begrüßte es nämlich als eine deutschfreundliche und polenfeindliche Maßregel, daß der Kardinal Ropp den österreichisch-schlesischen Geistlichen, die sich an dem arbeiterfreundlichen Blatte *Gwiazdka Cieszyńska* beteiligen, aus dem „Katholischen Presseverein“ auszutreten befohlen hat. Der Kardinal ist allerdings deswegen von polnischen Blättern angegriffen worden, aber, schließt die Zentrumskorrespondenz ihren Bericht über die Angelegenheit, „daß es sich hier um eine polenfeindliche Aktion Seiner Eminenz handle, das kann doch niemand behaupten. Der Kurier *Poznański*, der doch gewiß polenfreundlich ist, tritt denn auch aufs entschiedenste für den Fürstbischof Ropp ein.“ In der That, die Nationalitätenfrage hat mit der Angelegenheit gar nichts zu schaffen. Der Fürstbischof hatte nach Karwin, wo die Arbeiter seit dem großen Grubenunglück noch nicht zur Ruhe gekommen sind, Jesuiten und Schulschwesterinnen hingeschickt, die *Gwiazdka Cieszyńska* hatte diese Art Arbeiterberuhigung verhöhnt, und der Hauptzweck der fürstbischöflichen Maßregel war nach der erwähnten Zentrumskorrespondenz, „die von dem Gifte des P. *Stojalowski* affizierte Gemeinde zu heilen.“ Mit den fürstbischöflichen Maßregeln ist also lediglich den Grubenbesitzern und ihren Verbündeten, den galizischen Schlachzigen, die sich in der ihnen zugebachten Rolle von Beförderern des Deutschtums komisch genug vorkommen mögen, ein Dienst erwiesen worden. *Stojalowski* ist kein Sozialdemokrat, sondern ein frommer Priester, der in seinem einfältigen Sinn, ähnlich wie Tolstoi, die Bergpredigt ernst nimmt und den elenden galizischen Bauern helfen will, die gottlose Sozialdemokratie aber verabscheut. *Stojalowski* ist vielmal ohne gesetzlichen Grund, namentlich unmittelbar vor Wahlen, eingesperrt worden, die galizischen Bischöfe haben ihn exkommuniziert, und als er trotzdem — in einem Wirtshaus — Messe las, so wurde er am 14. November „wegen des Verbrechens der Religionsstörung“ aufs neue verhaftet; am 15. November war nämlich sein Namenstag, für den die Bauern eine Ovation vorbereitet hatten: sie wollten ihm ein goldenes Kreuz überreichen. Wir wissen nicht, ob er entlassen worden oder entkommen ist; Ende

Dezember las man, daß er in Budapest verhaftet worden sei, wohin er wahrscheinlich auf der Reise nach Antivari zu seinem Bischof, der ihn nicht exkommuniziert hat, geraten ist. Die galizische Opposition gegen die zur Zeit Österreich beherrschende Schlachta scheint zur Zeit in drei einander bekämpfende Gruppen zu zerfallen: die Sozialdemokraten, den Anhang des P. Stojalowski und die Ruthenen, deren talentvollster publizistischer Vertreter, der Dichter Dr. Iwan Franko, seinerzeit über die galizischen Wahlkandale berichtet und jetzt wiederum in Nr. 115 der Wiener „Zeit“ beschrieben hat, mit welchen gesetzwidrigen Mitteln die verzweifeltsten Bauern am Auswandern gehindert werden. Wie weit die Macht der Schlachta in Österreich geht, das beweisen tägliche Vorfälle, von denen folgender vielleicht der merkwürdigste ist. In einem volkswirtschaftlichen Verein hielt ein Bankbeamter einen Vortrag, worin er u. a. sagte, die preußischen Polen griffen die Reichsbank an, weil diese von ihren Schuldnern verlange, daß sie ihre Schulden bezahlten, Schuldenbezahlen aber nicht zu den polnischen Nationaltugenden gehöre. Der Vorsitzende der Versammlung, der berühmte Professor und Sektionschef Inama-Sternegg, hat sich nun genötigt gesehen, sich beim Polenklub zu entschuldigen, daß er jene Äußerung des Vortragenden nicht gerügt habe.

Die Frankfurter Zeitung bemerkt ganz richtig, daß der ehemals in Österreich so beliebte Krieg gegen die „Pfaffen“ heute von niemand mehr geführt werde als von den Sozialdemokraten. Diese haben neuerdings eine Art der Kriegführung ausgeheckt, die den Wienern Pfarrern ans Herz und an den Magen geht. Sie haben die Stolatagordnung studiert und weisen ihre Genossen an, die zuviel erhobnen Summen zurückzufordern, was diese haufenweise thun. Der Abgeordnete Dr. Scheicher, der selbst Kooperator gewesen ist, hat im Abgeordnetenhaus das unwürdige Gebahren vieler Kooperatoren mit ihrer elenden Besoldung entschuldigt. Aber wenn, wie die Arbeiterzeitung mitteilt, ein Kooperator nicht eher taufen will, bis er sein „Trinkgeld“ bekommen hat, so hat er sich damit der größten, mit den schwersten kirchlichen Strafen bedrohten Simonie schuldig gemacht, und von den Stolgebühren bekommen die Kooperatoren überhaupt nichts, sondern die fließen ausschließlich den Pfarrern zu, die sich bei hohen Stolgebühren in den Riesenspfarreien der Millionenstadt sicherlich auf 10 000 bis 20 000 Gulden stehen. Religion ist das nicht, wogegen die Wiener Sozialdemokraten in diesem Falle kämpfen, sondern Pfafferei. Es wäre ungerecht, wenn man behaupten wollte, die Pfafferei habe in der katholischen Kirche die Alleinherrschaft erlangt, aber es liegt in der Natur der Sache, daß bei äußern Erfolgen der Kirche, bei Erfolgen auf dem Gebiete der politischen Macht für die materiellen Interessen des Klerus mehr abfällt als für die Religion, und wo der Klerus, wie auf den Philippinen, geradezu die politische Herrschaft ausübt, da kann von Religion überhaupt nicht mehr die Rede sein.

Der Reichstag und die Flotte. Das Dezemberheft der Marinerundschau bringt eine sehr warm gehaltne, anerkennende Besprechung des in dem Verlage dieser Blätter soeben erschienenen Werkes von Georg Wislicenus: „Deutschlands Seemacht sonst und jetzt.“ Die Besprechung beginnt mit folgenden Worten: „So jung unsre Marine ist, so viel ist schon über sie geschrieben worden; seit Werners Buch von der deutschen Flotte hat manch stattlicher Band die Marinelitteratur bereichert. Und dennoch begegnet man in Wahlreden wie in manchen Erzeugnissen der Presse häufig einer derartigen Unkenntnis der einfachsten Marineverhältnisse, einem so gänzlichen Unvermögen, sich in das Sein und die Zweckbestimmung unsrer

Flotte hineinzuversetzen, daß wohl noch manches Buch geschrieben werden muß, ehe auch nur die oberflächlichste Kenntnis unsrer Wehrmacht zur See zum Gemeingut des Volks geworden sein wird.“ Ach, wie wahr ist diese Klage! Es sind aber nicht bloß Wahlreden und Preßerzeugnisse, es sind vor allem auch die Parlamentsreden, die Reden der Vertrauensmänner des deutschen Volks im deutschen Reichstage, in denen diese Unwissenheit zu Tage tritt. Das zeigte wieder einmal mit erschreckender Deutlichkeit die jüngstverflossene erste Lesung des Etats. Im Mittelpunkt der Erörterungen standen die Marineforderungen, aber mit Entschiedenheit und Schärfe wiesen Deutschlands sachkundige Volksvertreter die ungeheuerlichen Ansprüche der Marineverwaltung zurück. Wie ein Schüler, den nachsichtige Behandlung üppig gemacht hat, sodaß er nun über den Strang schlägt, von einem klugen Pädagogen mit heilsamer Strenge behandelt wird, so wurde der Staatssekretär Hollmann vom Zentrums-Führer bedeutet, daß der Marineverwaltung, die durch das Entgegenkommen des Reichstags im vergangenen Jahre verwöhnt worden sei, ein energisches Halt zugerufen werden müsse. Auch die marinefreundliche Minderheit sprach von sorgfältiger Prüfung in der Kommission und von möglichen Abstrichen, wenn auch vielleicht nur mit kluger Rücksicht auf die Haltung des Zentrums und der Konservativen. Aber nirgends freudige, vorbehaltlose Zustimmung!

Und welches sind denn nun die ungeheuern Forderungen, die das entrüstete Erstaunen des hohen Hauses hervorgerufen haben? Der „weit ausschauende Plan einer besondern Marinevorlage“ ist von der Marineverwaltung fallen gelassen worden, wie der Reichsanzeiger am 12. September meldete. Ist das nicht schon ein Entgegenkommen der Regierung, eine weitgehende Rücksicht auf die einem solchen Flottenvermehrungsplane abgeneigte Haltung der Mehrheitsparteien? Und was wird nun statt dessen gefordert für die Flottenvermehrung? Die zweiten und dritten Raten für die schon bewilligten Schiffe und die ersten Raten für vier(!) Ersatz- und Neubauten!*) Freilich machen die verlangten Gelder zusammen eine stattliche Summe aus, eine höhere als in frühern Jahren, aber das ist doch nicht zu verwundern. Die zweiten und dritten Raten sind immer beträchtlich höher als die für das erste Baujahr geforderten, das wußte doch auch der Reichstag bei der Bewilligung der ersten Raten. Er wußte auch, daß die Schiffe in einer bestimmten Zeit vollendet werden sollten, vollendet werden mußten, um dem dringendsten Bedürfnis abzuhelpen; er wußte schließlich auch von Anfang an, was die Schiffe kosten sollten. Die Forderungen mußten also jetzt kommen, wenn überhaupt die Fahrzeuge zu der bestimmten Zeit fertig sein sollten. Und nun diese Empörung darüber! Der ganz besondre Born unsrer schwarzen und roten Marinefreunde richtet sich aber nun gegen die verlangten vier Neubauten. Und doch wird nur ebenso viel — ebenso wenig möchten wir lieber sagen — gefordert wie im vergangenen Jahre: ein Panzer erster Klasse als Ersatz für den noch zur Zeit des norddeutschen Bundes gebauten „König Wilhelm“, zwei Kreuzer zweiter Klasse, die noch auf Grund der Denkschrift vom Jahre 1889/90 zu fordern sind, und ein Aviso (im vorigen Jahre ein Kreuzer vierter Klasse). Es sind demnach in den letzten drei Jahren im ganzen, außer einer Anzahl kleinerer Fahrzeuge, zwei Schlachtschiffe und acht große Kreuzer (ein erster, sieben zweiter Klasse) gefordert worden, die diesjährige Forderung mit inbegriffen. Wem das viel erscheinen mag, der bedenke, daß es sich ja nicht um stetigen Ersatz allmählich veraltenden Flotten-

*) Die außerdem geforderten kleinen Kanonenboote und Torpedofahrzeuge berücksichtigen wir hier weiter nicht, da es sich dabei um verhältnismäßig geringe Summen handelt.

materials handelt, sondern darum, die schweren Versäumnisse einer vergangenen Zeit möglichst rasch wieder gutzumachen. Weil der Reichstag jahrelang seine Pflicht nicht gethan hat, ist unsre Marine noch heute und noch mindestens ein Jahr lang — dann mögen die ersten der neuen Kreuzer fertig sein — auf vier geschützte Kreuzer angewiesen. Diese vier Schiffe sollen in einem ausbrechenden Kriege mit unsrer Schlachtflotte zusammenwirken, die sie nicht entbehren kann, und nebenbei unsern Seehandel behüten! Nur darum kann es sich zunächst handeln, unsre Marine auf den Stand zu bringen, wie er in den verschiedenen Flotten Gründungsplänen der letzten Jahrzehnte vorgesehen war; von einer Rivalität mit den großen Marinen ist sie noch weit, weit entfernt! Wer da aber glaubt, daß die sogenannten Flotten-enthusiasten, unser Kaiser an der Spitze, auf dem besten Wege seien, einer Vergrößerung unsrer Flotte bis zum Umfange der englischen nachzustreben, dem wollen wir immer und immer wieder die Zahlen vorführen. Wenn im Jahre 1898 unser Panzer „Kaiser Friedrich III.“ wirklich fertig sein sollte, würden wir mit den vier Schiffen der Brandenburgklasse über fünf moderne Schlachtschiffe erster Klasse verfügen; 1898 aber und wohl noch eher wird die englische Flotte 34 solcher Schlachtschiffe haben, darunter 33, die größer, meist bedeutend größer und mächtiger sind als die Panzer unsrer Brandenburgklasse. Und nun die Kreuzer! Ende dieses Jahrhunderts würden wir, wenn der Reichstag die jetzt verlangten zwei Kreuzer bewilligte, zwölf Kreuzer erster bis dritter Klasse haben.

England baute in den achtziger Jahren 24 größere Kreuzer moderner Art, erster bis dritter Klasse; als man sich aber Ende der achtziger Jahre entschloß, eine Flottenvermehrung in großartigem Maßstabe eintreten zu lassen, wurden 42 neue Kreuzer zugleich auf Stapel gesetzt. Seitdem sind weitere 34 Kreuzer in Bau gegeben worden. Das macht gerade 100 Kreuzer! Die zahlreichen kleinern Fahrzeuge dieser Art sind dabei, ebenso wie oben die ungeschützten deutschen Kolonialkreuzer (Kreuzer vierter Klasse), nicht berücksichtigt. Mit der Nebenbuhlerschaft gegenüber England hat es also noch gute Wege! Außerdem ist es ganz zweifellos, daß England in den nächsten Jahren, noch in diesem Jahrhundert, seine Kreuzerflotte noch weiter vermehren wird.

Aber unsre weisen Volksfreunde, die die deutsche Nation vor überflüssigen Marineausgaben bewahren wollen, sind um Gründe nie verlegen. Stockt in einem Lande, dessen maritime Entwicklung Deutschland aufmerksamen Auges verfolgen muß, der Kriegsschiffbau, dann heißt es: Unsre Nachbarn bauen keine Schiffe, also brauchen wir es auch nicht! Herrscht aber Thätigkeit, dann sagen sie: Wozu sollen wir erst anfangen, wir können ja doch auf die Dauer nicht mitkommen, unsre Anstrengungen spornen den Gegner nur zu vermehrter Bauthätigkeit an!

Aber der Einwand, daß eine schwächere Flotte der übermächtigen englischen gegenüber im Kriege von vornherein zur Ohnmacht verdammt sei, ist durchaus nicht zutreffend. So groß auch Englands Kreuzerflotte sein mag, noch unendlich viel größer ist die Zahl seiner Handelschiffe, und niemals werden britische Kreuzer dem britischen Seehandel im Kriege absolute Sicherheit gewähren können. Mit einem Duzend schneller Kreuzer, etwa von der Art der „Kaiserin Augusta,“ könnte Deutschland dem englischen Handel unberechenbaren Schaden zufügen. Überdies würde jedes deutsche Kriegsschiff, das in der Nähe eines vielbefahrenen Seeweges auftaucht, sofort ein ganzes Rudel englischer Kreuzer auf sich ziehen, und diese Engländer würden, solange sie den deutschen jagen, daran gehindert sein, deutsche Rauffahrer aufzubringen.

Als sich die Vereinigten Staaten mit sehr zweifelhafter Berechtigung in den

Venezuelastreit einmischten, waren unsre englischen Bettern sehr friedlich und nachgiebig gestimmt. Warum? Sie fürchteten die neuerstandne amerikanische Kreuzerflotte. Als zu Anfang dieses Jahres der Transvaalstreit ausbrach, kannte ihre Feindseligkeit und ihr Übermut gegenüber Deutschland keine Grenzen. Unsre paar Schiffe konnten ihnen eben keinen Respekt einflößen. Englands Unmaßung gegenüber einer Nation steht in umgekehrtem Verhältnis zu der Zahl der Kreuzer, über die die betreffende Nation verfügt.

Doch genug davon. Möge sich die Einsicht von der Notwendigkeit einer ausreichenden Kriegesflotte in unserm Volke immer mehr verbreiten und sich bald auch den Volksvertretern mittheilen, damit der beklagenswerte Zustand aufhört, daß, während in Frankreich und England Parlament und öffentliche Meinung die Regierung zur Verstärkung der schon starken Marine drängen, bei uns die Regierung nur mit Mühe dem Reichstage das Allernotwendigste abringen kann. Unaufhaltsam vollzieht sich die Umwandlung Deutschlands zu einem Industrie- und Handelsstaat; mag im Osten unsers Vaterlandes noch Platz für viele bäuerliche Existenzen sein, bald kommt die Zeit, wo das letzte Fleckchen brauchbaren Bodens in intensive Kultur genommen sein wird, und der Überschuß der Bevölkerung sich der Industrie, dem Handel und der Schifffahrt zuwenden muß oder in überseeischen deutschen Kolonien, mögen sie politisch mit Deutschland zusammenhängen oder nicht, ein Unterkommen suchen wird. Man mag diese Entwicklung beklagen, aufhalten kann man sie nicht, und zum Unsegen des Vaterlandes braucht sie nicht auszuschielen. Aber freilich, je mehr deutsches Gut auf der See schwimmt, je mächtiger die deutschen Interessen jenseits der See emporenwachsen, desto leistungsfähiger muß Deutschlands Marine gemacht werden, um jene Güter und jene Interessen zu schützen. Die Geschichte Hollands im siebzehnten Jahrhundert mögen uns eine Mahnung sein. Der niederländische Seehandel war der blühendste der Welt, aber die kurzsichtige Sparsamkeit der regierenden Kaufleute ließ die Kriegesflotte verfallen, trotz alles Warnens der großen Admirale. Die Folgen zeigten sich bald. Cromwell erkannte die Schwäche der niederländischen Seemacht und benutzte die günstige Gelegenheit, um mit seinen starken, vorzüglich gerüsteten Flotten über die Republik herzufallen, ihrer vernachlässigten Marine schwere Niederlagen, ihrem Seehandel vernichtende Schläge beizubringen. Der Schaden, den die Holländer erlitten, war unendlich viel größer, als die Opfer betragen hätten, die die Unterhaltung der kostspieligsten Kriegesflotte ihrem Wohlstande auferlegt hätte. Sie sahen dann ihre Thorheit ein; sie schufen sich eine tüchtige Marine, und an ihrer Spitze widerstand Admiral Ruyter der vereinigten Macht Ludwigs XIV. und der Engländer, rettete sein Vaterland vor feindlicher Invasion und wußte während des Krieges die Handelsflotte vor empfindlichen Verlusten zu bewahren.

Das Leipziger Meßjubiläum. Es giebt ein hübsches Buch von Hertsklet: Der Treppenwitz der Weltgeschichte. Darin ist eine große Anzahl von landläufigen Geschichten und Geschichtchen aus der Geschichte gesammelt — meist sind es solche, die sich die Leute am besten zu merken pflegen — und nachgewiesen, daß es lauter Fabeln und Erfindungen sind, die oft erst lange Zeit nach den Ereignissen, auf die sie sich beziehen, zum erstenmal in der geschichtlichen Litteratur auftauchen. Das Buch befriedigt ein Bedürfnis, denn der Sinn für geschichtliche Wahrheit, das Bestreben, die Geschichte von Fabeln zu säubern, ist wohl jetzt in sehr weiten Kreisen lebendig. Überall bemühen sich lokale Geschichts- und Altertumsvereine, die Behandlung und Darstellung der Geschichte ihrer Stadt über die Stufe der alten fabulirenden „Chroniken“ zu erheben, Zeitschriften und Zeitungen bringen gern

auch geschichtliche Aufsätze, in denen bekannte geschichtliche Vorgänge — meist auf Grund neu erschienener fachwissenschaftlicher Werke — genauer und richtiger erzählt werden als bisher, und selbst die Schuljugend wird nicht mehr mit Fabeln abgeseift: höchstens dem Sextaner und Quintaner bietet man sie noch, dem Quartaner wagt man nicht bloß, sondern hält es schon fast für Pflicht zu sagen: So und so wird zwar gewöhnlich erzählt, aber gewesen ist es so und so.

Um so auffälliger ist es, wenn einmal das Gegenteil geschieht, wenn mitten in einer Zeit, die so viel Gewicht darauf legt, überall reinlich die geschichtliche Wahrheit festzustellen, eine Fabel geradezu künstlich erzeugt wird, an die bisher kein Mensch gedacht hat. Das geschieht aber, wenn man von einem im Jahre 1897 bevorstehenden Leipziger Meßjubiläum spricht und schreibt.

Man trifft in Leipzig die Vorbereitungen zu einer im Frühjahr zu eröffnenden sächsisch-thüringischen Industrieausstellung. Daß es auch dieser Ausstellung wie allen ihren letzten Vorgängerinnen nicht an allerhand „historischem“ (ortsgeschichtlichem und kulturgeschichtlichem) Aufputz fehlen wird, wobei man es mit der geschichtlichen Treue nicht gar zu genau nimmt, ist selbstverständlich. Man hat aber diese Ausstellung auch, anfangs schüchtern und leise, in den letzten Wochen aber immer lauter, mit immer vollern Bänden und immer größeren Buchstaben, als Jubelfeier eines wichtigen Ereignisses aus der deutschen Handelsgeschichte hingestellt, nämlich als das vierhundertjährige Jubiläum der Leipziger Messen. Schon rüsten sich illustrierte Familienjournale zu den unvermeidlichen Jubelartikeln, schon fahnden ihre Redaktionen auf Leipziger Stadtansichten, sächsische Fürsten- und Leipziger Rats Herrenporträts, Meßbilder und Meßschilderungen aus dem Jahre 1497, lauter Dinge, die es natürlich gar nicht giebt, und suchen den geeigneten Mann, der ihnen zu all diesen schönen Dingen mit der üblichen, von Sachkenntnis nicht gelähmten Fügigkeit einen schönen Text schreiben soll. Nur schade, daß die Leipziger Messen oder Märkte (denn das Wort Messe kommt neben Markt erst im Laufe des sechzehnten Jahrhunderts auf) mindestens doppelt so alt sind als vierhundert Jahre, und daß in der Geschichte dieser Märkte das Jahr 1497 weiter keine Bedeutung hat, als daß sie in diesem Jahre zum erstenmal durch ein kaiserliches Privilegium bestätigt worden sind.

Wie alle großen Märkte, so sind auch die Leipziger Messen nicht zu irgend einer bestimmten Zeit gemacht oder „gegründet“ worden, sondern sie sind ganz allmählich aus kleinen Anfängen entstanden und im Laufe der Jahrhunderte zu immer größerem Umfang und immer größerer Bedeutung gediehen. Urkundlich fest steht, daß Leipzig schon vor 1170 seine regelmäßigen Märkte gehabt hat. Schon 1268 verspricht Markgraf Dietrich von Landsberg urkundlich den nach Leipzig kommenden fremden Kaufleuten unbedingte Sicherheit für ihre Person und ihre Güter, selbst für den Fall, daß er mit ihren Landesherren in Fehde liegen sollte. Die Märkte, die in diesen ältesten Zeiten in Leipzig bestanden, sind dieselben beiden, die bis in unsre Zeit herein die beiden Hauptmessen geblieben sind: die Frühjahrsmesse und die Herbstmesse. Aber auch die dritte, die Neujahrsmesse, die zu keiner Zeit die Bedeutung der beiden andern erlangt hat — sehr bezeichnenderweise, denn sie war wirklich eine künstliche Schöpfung! —, wurde schon im Jahre 1458 von Kurfürst Friedrich der Stadt verliehen. Diese junge Neujahrsmesse war es dann, die 1466 auf Bitten der sächsischen Herzöge Ernst und Albrecht von Kaiser Friedrich III. zuerst durch ein kaiserliches Privileg bestätigt wurde, wiederum bezeichnenderweise, denn sie war die einzige, die des Schutzes und der Förderung noch bedurfte, die beiden andern nicht. Nach Kaiser Friedrichs III. Tode erneuerte

dann Kaiser Maximilian 1497 auf Bitten Herzog Albrechts das Leipziger Meßprivileg, und bei dieser Erneuerung (datirt: Worms, den 20. Juli 1497) sind auch die beiden ältern Messen mit genannt und bestätigt worden. Das sind die Thatsachen; auf die das angebliche vierhundertjährige Leipziger Meßjubiläum zusammenkrumpft.

Daß es sich 1497 in der That nicht um ein großes handelsgeschichtliches Ereignis, sondern um eine einfache Privilegbestätigung gehandelt hat, wie sie sich von da an bei jedem Regierungswechsel des Kaisers und des Landesherrn wiederholte, zeigen schon die bescheidenen Kosten, die die Sache verursachte, und ihr einfacher Hergang. Um das neue Privileg zu holen, schickte der Leipziger Rat zwei Ratsherren, Cunz Kroll und noch einen andern, an den kaiserlichen Hof. Die Ausführung des Auftrags scheint sich für sie zu einer angenehmen Sommerfrische gestaltet zu haben, denn sie waren ziemlich ein Vierteljahr außen und saßen beglaglich in Innsbruck, während die Ausfertigung des Privilegs in Worms geschah. Die Leipziger Stadtrechnungen von 1497 verzeichnen nun davon folgende Kosten: „Sabato Calixti [14. Okt.] vor das königliche privilegium und bestetigung der merkt in die königliche Canzlei, als Cunz Kral von Rats wegen ausgegeben hat, 70 gulden, und in die Canzlei den gesellen in sunderheit zu vortrinken, 10 gulden, facit 80 gulden. Item Kunz Kral, als der uf die Reise in königlichen hof ist gefertigt worden, selb ander vorzert und iust ausgegeben nach besagung seiner hant schrift 78 gulden. Af donnstag nach Estomihl [1. März 1498] Cunzen Kral im königlichen hofe zu Ffbrug. 11 $\frac{1}{2}$ wache aussen gewest, die Confirmacion ubir die drei Zarmarkt ausgericht vor sein vorseumpnes, Muhe und arbeit uf besitz des Rats geben 20 gulden.“ Die ganze Sache kostete also den Rat 178 Gulden, eine auch für jene Zeit sehr bescheidne Kanzleigebühren- und Auslagenrechnung.

Die sächsisch-thüringische Industrieausstellung ist nach allem, was man bis jetzt von ihr gehört und gesehen hat, ein so gediegenes Unternehmen, daß sie nicht nötig hat, sich ein „historisches“ Mäntelchen von zweifelhafter Echtheit umhängen zu lassen. Im Interesse der geschichtlichen Wahrheit wäre daher wenigstens etwas größere Vorsicht und Genauigkeit im Ausdruck zu wünschen. Wenn ein Jahr lang tausend und abertausendmal in der Tagespresse von dem „vierhundertjährigen Jubiläum der Leipziger Messe“ die Rede ist, so muß sich unausbleiblich die Vorstellung festsetzen, als ob die Leipziger Messen im Jahre 1497 entstanden wären. Das wäre aber ein ebenso verspäteter wie überflüssiger Beitrag zum „Treppenwitz der Weltgeschichte.“

Litteratur

„Wanibis.“ Der Triumph des Wahnes. Drei Werke von Maximilian Ferdinand. III. Band. Dis. Die arische Sexualreligion. Als Volksveredelung in Zeugen, Leben und Sterben. Bilder von Fibus. Mit einem Anhang über Menschenzüchtung von Freiherr Dr. Carl du Prel. Leipzig, Wilhelm Friedrich, 1897.

Armer Jüngling, der du, angelockt durch den schönen Titel, die schönen gotischen Buchstaben und die schönen symbolistischen Zeichnungen, heißhungerig über dieses Buch herfällst! Bald werden dir hundert Mühlräder im Kopf herumgehen, dein Hunger aber wird ungestillt bleiben. Nordischer Ursprung der Arier, Jesus